

1 »Ohne Goffman hätte ich es im Knast nicht ausgehalten.« Zur Bedeutung soziologischer Analyse in der Sozialen Arbeit. Ein Erfahrungsbericht¹

Was Sie im ersten Kapitel erwarten können

Im ersten Kapitel zeige ich meine sehr persönliche Sicht auf die Soziale Arbeit mit straffällig gewordenen Menschen. Meine ersten praktischen Schritte wurden von einigen Soziologen begleitet. In deren Lektüre vertiefte ich mich nach Feierabend, um mit diesem überaus seltsamen Apparat des Gefängnisses einigermaßen zurechtzukommen, und um den Mut zu finden, am folgenden Morgen wieder den Gang durch die Zellenflure zu wagen. Dieses Kapitel ist damit ein Erfahrungsbericht aus erster Hand, aber auch eine theoretische Befassung mit den Verhältnissen im Strafvollzug und deren Wirkung auf die Praxis Sozialer Arbeit. Ich will über das Wechselsehrtverhältnis von Theorie und Praxis sprechen und mich darum bemühen, beispielhaft zu verdeutlichen, wie sehr diese beiden Perspektiven miteinander verknüpft sind.

»Sich selbst zu verstehen ist untrennbar mit dem Verstehen anderer verbunden« (Giddens 1984, S. 21). Ohne Praxis keine Theorie und ohne Theorie keine Praxis, denn selbst, wenn wir der Meinung sind, dass wir dieses oder jenes gerade eben aus dem Bauch heraus entschieden haben, steht doch immer eine theoretische Grundlegung dahinter – ob wir nun darum wissen oder nicht. Und umgekehrt ist es genauso: Niemand kann irgendetwas theoretisch bedenken, ohne eine Vorstellung von der Praxis zu haben, über die gerade nachgedacht wird.

1 Es handelt sich um einen grundlegend überarbeiteten Aufsatz, der zuerst erscheinen ist in: Braun, W. & Nauerth, M. (Hg.) (2005). Lust an der Erkenntnis. Zum Gebrauchswert soziologischen Denkens für die Praxis Sozialer Arbeit, S. 81–105. Bielefeld.

Ich gehe in diesem Kapitel in vier Schritten vor und beginne mit einer Darlegung meiner theoretischen Herkunft (► Kap. 1.1). In einem zweiten (► Kap. 1.2) und einem dritten (► Kap. 1.3) Schritt werde ich jeweils meine Begegnung mit einem Soziologen während meiner Tätigkeit in der Sozialen Arbeit schildern und erörtern, wie mich diese Begegnung beeinflusst hat. Viertens werde ich zusammenfassen unter der Frage: Was hilft mir die Soziologie bei meiner Auffassung von Sozialer Arbeit (► Kap. 1.4)? Selbstverständlich verbinde ich damit die Absicht, auch Sie, werte Leser*innen, dazu anzuregen, Ihre eigenen Vorstellungen von Ihrer Verknüpfung von Theorie und Praxis zu bedenken.

1.1 Sinnverstehende Soziologie

Ich beginne mit meiner theoretischen Herkunft. Hier spielt der Begriff des »Sinns« eine herausragende Rolle. Wenn ich von Sinn spreche, dann meine ich subjektiv gemeinten Sinn.

Subjektiver Sinn – ein Beispiel

Was subjektiv gemeinter Sinn in der Praxis bedeutet, verdeutlicht Blumer (1969/1986, S. 69) mit diesem Beispiel: »Ein Baum ist für einen Holzfäller, einen Botaniker oder einen Poeten etwas ganz Unterschiedliches; ein Himmelsstern ist für einen heutigen Astronomen oder einen Schäfer der Antike etwas ganz anderes; der Kommunismus erscheint einem Sowjet-Patrioten in einem anderen Licht als einem Wall-Street Broker². Nehmen wir nur den »Baum« als das Beispiel für unterschiedliche Auffassungen dieser Naturerscheinung, dann ist es unmittelbar einsichtig, dass der Holzfäller sich überlegen wird, in welche

2 Übersetzung M. L.

Richtung der Baum fallen soll, wie viel Raummeter Holz verarbeitet werden müssen und wie er abtransportiert werden kann. Nur wenig davon ist für den Botaniker interessant, wenn er winzige Teile des Baumes unter dem Mikroskop untersucht, und der Poet wird sich über die Gegenständlichkeit des Baumes gar keine Gedanken machen wollen, sondern den Baum – vielleicht – als Metapher über das Wachsen, das Sterben und die Vergänglichkeit nutzen.

Es ist daher keineswegs trivial, auch in der Sozialen Arbeit über den subjektiv gemeinten Sinn nachzudenken, denn er beeinflusst das Handeln im Alltag. Als Beispiel dafür beziehe ich mich auf eine fachliche Kontroverse, an der ich selbst teilhaben durfte. In dieser Auseinandersetzung steht auf der einen Seite die Position, dass Soziale Arbeit in der Straffälligenhilfe das spezifisch Sozialpädagogische betonen sollte. Dazu gehört es u.a., dass eine Intervention nur dann sinnvoll ist, wenn die Person selbst eine entsprechende Motivation zur Annahme der Hilfe mitbringt. Aber leider kann in Zwangskontexten diese Motivation nur sehr schwer, wenn überhaupt, erzeugt werden, denn der Mensch, der zur Hilfeannahme motiviert werden soll, kann sich keinesfalls ohne persönliche Nachteile offen dagegen entscheiden (Cornel et al. 2018). Es kann daher sein, dass er das Spiel auf der Vorderbühne mitmacht. Aber sobald er die motivierend gemeinte Besprechung verlassen hat und auf dem Nachhauseweg ist, also gewissermaßen auf der Hinterbühne, sinnt er darüber nach, wie er sich ohne Nachteile verweigern kann. Die andere Position dagegen lautet, dass Motivation in Zwangskontexten selbstverständlich nicht vorausgesetzt werden kann, aber eben keine Vorbedingung für eine gelingende Zusammenarbeit sein muss, denn sie kann auch unter Zwangsverhältnissen erzeugt werden. Dazu muss man allerdings verstehen, dass auf eine erste Phase der Interessenlosigkeit eine Zeit der Motivationsbereitschaft kommen kann. Diese Zeit kann vorbereitet, in Handlungen überführt und aufrechterhalten werden. Jede Phase erfordert jedoch andere Motivierungsstrategien von Seiten der Fachkraft (Zobrist 2021, S. 99).

Beide Positionen können eingenommen und fachlich begründet werden, zumal immerhin Einigkeit besteht, dass es ohne Motivation nicht geht. Nur der Weg zur Erreichung dieses Ziels wird kontrovers behandelt.

Je nachdem, welcher Position zugeneigt wird, hat das fundamentale Auswirkungen auf die Praxis. Jene Fachkräfte, die die erste Position einnehmen, werden vielleicht versuchen, weniger eingriffsorientiert zu arbeiten als jene, deren Überzeugung es ist, dass ihre Eingriffe zur Hilfeannahme motivieren können. Jene, die eine Neigung zur ersten Position haben, werden sich nicht die Frage stellen, ob ihre Intervention gerade phasengerecht erfolgt, weil sie es problematisch finden, ein abstraktes Stufenmodell auf Menschen anzuwenden. Die Fachkräfte, die dieses Stufenmodell bevorzugen, werden es dagegen schwierig finden, ohne eine derartige klare Orientierung zu arbeiten und daher ihr Handeln an diesem Modell ausrichten.

Das ist mit subjektiv gemeinten Sinn angesprochen – sie sehen die Sache eben anders. Da dieser subjektiv gemeinte Sinn dann jedoch in ein Handeln – oder auch in ein Unterlassen – überführt wird, beziehen wir diesen Sinn, soweit wir verständlich und erklärfähig sind, zugleich auf die Anderen. Diese doppelte Strukturierung aus Sozialem Handeln und dessen Bezug auf eine allgemeine Struktur verleiht dem subjektiv gemeinten Sinn seinen sozialen Charakter. Durch diesen sozialen Charakter wird der subjektiv gemeinter Sinn sinnhaft für mich *und* die Anderen. Ich gehe also von der soziologischen Grundhaltung aus, dass alle menschlichen sozialen Phänomene auf die Verhaltensweisen Einzelner zurückzuführen sind. Das ist die zentrale Idee des Soziologen Simmel. Sie ist von Alfred Schütz (1981) aufgegriffen worden, einem Hauptvertreter der sinnverstehenden Soziologie. Soziologie verstehe ich daher als die Wissenschaft vom menschlichen Sichverhalten und seinen Konsequenzen. Diese Formulierung geht auf den Soziologen Max Weber zurück, auf den sich wiederum der erwähnte Alfred Schütz bezieht. Diese Soziologie beschäftigt sich daher »nicht mit einer ›vor-gegebenen‹ Welt von Objekten, sondern mit einer, die durch das aktive Tun von Subjekten konstituiert und produziert wird« (Giddens 1984, S. 197).

Dieses aktive Tun bezeichne ich als »Soziales Handeln«. Dieser Begriff orientiert sich ebenfalls an Max Weber und meint »menschliches Tun und Lassen, das dem von den Handelnden selbst gemeinten Sinn nach auf die Handlungen oder den vermuteten Sinn des Handelns anderer Menschen in einer Situation bezogen ist« (AG Soziologie1992, S. 164). Max Weber verdeutlicht dies mit einem Beispiel:

»Nicht jede Art von Berührung von Menschen ist sozialen Charakters, sondern nur ein sinnhaft am Verhalten des anderen orientiertes eigenes Verhalten. Ein Zusammenprall zweier Radfahrer z. B. ist ein bloßes Ereignis wie ein Naturgeschehen. Wohl aber wäre ihr Versuch, dem anderen auszuweichen und eine auf den Zusammenprall folgende Schimpferei, Prügelei oder friedliche Erörterung, soziales Handeln« (Weber 1972, S. 11).

Obwohl die von mir bevorzugte Soziologie daher davon ausgeht, was Menschen subjektiv sinnen, also von dem, was in ihrer Psyche abläuft, ist sie trotzdem die Wissenschaft von dem, was physikalisch geschieht. Wie das? Weil Sinn stets zu Handlung oder Unterlassung wird und damit auf die Welt einwirkt. Dies vorausgesetzt, ist alles Geschehen in der Sozialen Welt auf das Tun oder Nicht-Tun wirklicher Menschen in wirklichen Situationen zurückzuführen. Wir können nicht immer mit Sicherheit angeben, wer mit wem und warum etwas getan hat, denn wir können nicht jeder feinen Verästelung des sozialen Lebens bis auf den Grund nachgehen. Und selbst wenn wir diesen Versuch unternehmen und endlich am Ende einer besonderen Verästelung angekommen sind, so würden wir darunter wieder eine beginnende Verzweigung finden und so fort. Das ändert aber nichts daran, dass alle diese Verästelungen durch Soziales Handeln von im Prinzip angebbaren Menschen entstanden sind, und dass es prinzipiell möglich ist, diese Menschen zu benennen.

Soziales Handeln: Dualität von Struktur und Verhalten

Soziales Handeln ist daher ein Zweifaches, nämlich strukturierend und zugleich strukturiert. Strukturierend ist der Prozess des Sozialen Handelns, strukturiert ist das Resultat. Die Strukturen sind das Resultat und das Medium Sozialen Handelns zugleich. Dafür gibt es Beispiele. So können ehemalige Inhaftierte berichten, dass die Haftbedingungen in Bayern härter sind als in Schleswig-Holstein. Junge Menschen mit Heimerfahrung differenzieren sehr genau, wo das Personal zugewandt und wo weniger freundlich ist. In beiden Fällen handelt es sich um die Strukturen »Gefängnis« und »Heim«. Und doch können Welten dazwischen liegen, weil die in dieser Struktur tätigen Menschen unterschiedlich damit umgehen. Und da klar ist, dass dem Subjekt in dieser Theorie als kompetenter und kreativ Handelnder der Vorrang einge-

räumt wird (Giddens 1984, S. 24), so ist die Einsicht wesentlich, »dass Strukturen nur als reproduzierte Verhalten situativ Handelnder existieren, die klar bestimmbare Intentionen und Interessen haben« (ebd., S. 155).

Dabei ist selbst in Situationen, in denen wir Handlungsohnmacht empfinden, diese aufeinander bezogene Dualität von Struktur und Verhalten grundlegend, da wir angeben können, welche wirklichen Menschen die dieser Ohnmacht zugrunde liegende Struktur produziert und reproduziert haben. Dies trifft etwa auf Prüfungen, auf Gefängnisse, auf die Unterordnung der Kinder unter die Eltern, die Unterordnung der Eltern unter staatliches Handeln, auf die Unterordnung des Staates unter die Wirkkräfte des Kapitals zu. Immer sind wirkliche Menschen am Werk, die die Struktur beleben und formen. Und diese wirklichen Menschen sind bei der Schaffung dieser Verhältnisse stets von ihrem subjektiv gemeinten sozialen Sinn erfüllt. Die Handlungsohnmachten in der Prüfung, bei der Führerscheininstelle oder im Gefängnis sind deshalb sozial – also durch die wirklichen Handlungen wirklicher Menschen – erzeugte Handlungsohnmachten.

Soziales muss daher durch Soziales erklärt werden, wie es Durkheim als soziologischen Grundsatz formuliert hat.

Da ich den Ausgang von meinem subjektiv gemeinten Sinn in seiner historischen und gesellschaftlichen Umklammerung nehme, ergibt sich daraus für mich nun die Notwendigkeit, dies auf mich selbst anzuwenden. Ich bearbeite daher nun innerhalb dieses Verfahrens, wie eingangs angekündigt, in zwei Abschnitten zwei meiner Begegnungen als Sozialarbeiter mit Soziologen. Ich versuche, meinen subjektiv gemeinten Sinn innerhalb meiner sozialen Bezüge und meinen historischen Begrenzungen auszulegen.

1.2 Die erste Begegnung: Warum hätte ich es ohne Soziologie im Knast nicht ausgehalten? (Erving Goffman)

Diese Begegnung führt zurück in ein achtwöchiges Praktikum in einer Strafanstalt für Erwachsene. In meinen während dieser Zeit verfassten Notizen findet sich diese Formulierung:

»Meine Erfahrungen im Vollzug zeigten mit, dass es schwer ist, sich gegen den Willen und die Vorstellungen der Beamten durchzusetzen. Aber man muss sich mit dieser Berufsgruppe wie vielleicht mit keiner anderen während der täglichen Arbeit auseinandersetzen. Zwar hat der normale Aufsichtsbeamte in der Regel kaum Kompetenzen, doch ist das Klima einer Anstalt entscheidend durch diese Berufsgruppe geprägt.«

Und ich schloss diesen Absatz mit der suchenden Formulierung: »Und was prägt den Vollzugsbeamten?«

Wenn ich von »Beamten« schrieb, dann meinte ich damit die Vertreter*innen des »Allgemeinen Vollzugsdienstes«, häufig Handwerker*innen, deren Entscheidung für den Vollzugsdienst und für eine mittlere Beamtenlaufbahn auch von der damit versprochenen Arbeitsplatzsicherheit geprägt ist. Obwohl diese Gruppe in der Gefängnishierarchie der Bedienten einen niedrigen Status innehat und schlechter bezahlt wird, bildet sie eine stille, aber dennoch unüberwindbare Macht im Strafvollzug. Um mein Praktikum einigermaßen überstehen und begreifen zu können, musste ich meine Tätigkeit stark auf sie beziehen – obwohl ich in vielen Punkten mit meinem subjektiv gemeinten Sinn (► Kap. 1.1) ihrer Berufsauffassung und ihren Handlungsweisen nicht zustimmen konnte. Dass ihre mächtige Position nicht nur an ihrer großen Zahl liegen konnte, war mir ahnungsvoll deutlich, und ich entwickelte in meinen Notizen daher eine Reihe von Vermutungen, mit denen ich mir ihre zentrale Stellung erklärte.

Leider machte ich erst gegen Ende meines achtwöchigen Praktikums mit Goffmans bekanntem Buch »Asyle« Bekanntschaft. Es handelt sich dabei zwar um die Untersuchung einer psychiatrischen Anstalt, doch ist diese Untersuchung immer und immer wieder gut begründet bemüht

worden, um die sozialen Vorgänge in Gefängnissen zu deuten. Schließlich sind Psychiatrien und Gefängnisse, aber auch Handelsschiffe, Klöster oder Internate Totale Institutionen, weil für ihre Insassen Arbeit, Freizeit und Schlafen in Abgeschiedenheit von der übrigen Welt unter einem Dach stattfinden, während sie vom Personal gemanagt und kontrolliert werden, das hier nur seine Arbeitszeit verbringt.³ Bei Goffman fand ich eine prägnante Formulierung zu meinem Problem mit den Vollzugsbeamten*innen. Diese Formulierung ließ meine selbst zusammengesuchten Gründe sehr verblassen. Goffman sprach von »gruppenspezifischer Rollendifferenzierung« und bezog sich weiter auf die »Soziodynamik der niedrigsten Personenränge«. Zu dieser »Soziodynamik« führte er dann aus:

»Es ist ein besonderes Merkmal dieser Gruppe, dass ihre Mitglieder meist in langfristigen Beschäftigungsverhältnissen stehen und daher Träger der Traditionen sind, während die höheren Personalränge und sogar die Insassen häufig eine hohe Fluktuation aufweisen. Außerdem hat gerade diese Gruppe die Forderungen der Institutionen gegenüber den Insassen zu vertreten. Daher lenken sie mitunter den Hass der Insassen von den höheren Chargen ab und ermöglichen es diesen, eine onkelhafte Freundlichkeit an den Tag zu legen« (Goffman 1972, S. 113f.).

Ganz genau. Da war ich, der sich nur für kurze Zeit in der Anstalt aufhielt und es sich daher leisten konnte, das Gefängnis mit kritischem Blick von oben zu durchmustern, und der außerdem über die Möglichkeit verfügte, »onkelhaft freundlich« zu sein. Mit dieser Analyse in der Hand war für mich Wissenschaft und ihr Anspruch, »Soziales Handeln deutend zu verstehen« (Weber), fassbar und praktisch geworden. Ich hatte mit dem Begriff der »Soziodynamik der niedrigsten Personenränge« ein Hilfsmittel gewonnen, das mich mehr sehen ließ als nur schlechtgelaunte, mürrische Beamten*innen, die meine ungeliebenen Versuche beobachteten, mit »Zellenbesuchen Kontakt herzustellen.« Das unter ihrem Verhalten verborgen liegende und dieses Verhalten stabilisierende Gerüst, die »duale Struktur« aus Vorgegebenem *und* Bewirktem, war mir sichtbar geworden. Die Voll-

3 Im Unterschied zu mir verbrachte Goffman allerdings »den Tag mit den Patienten, vermeidet geselligen Kontakt zum Personal und trug keinen Schlüsselbund« (Goffman 1972, S. 7). Ich selbst verbrachte mehr Zeit mit dem Personal als mit den Gefangenen, bemühte mich um gesellige Kontakte mit den Beamten*innen und trug einen Schlüssel.

zugsbeamt*innen hatten gute Gründe für ihr Verhalten, ob mir das nun passte oder nicht: Ich würde bald wieder weg sein, sie würden noch viele Jahre bleiben. Ich würde einmal mehr Geld verdienen als sie, denn ich würde nach dem Studium automatisch in eine höhere Gehaltsgruppe eingestuft. Ich konnte freundlich sein, denn ich hatte nichts durchzusetzen, sie jedoch mussten die Regeln vertreten und erledigten das unterschiedlich zugewandt. Es entstand bei mir eine soziologische Vorstellungskraft (Mills 1967). Diese soziologische Vorstellungskraft führte mir deutlich vor Augen, dass ich nicht nur ein in persönliche Schwierigkeiten verwickelter Akteur war (das war ich natürlich auch). Sondern ich verstand zugleich, dass diese starke Position des »mittleren Vollzugsdienstes« auf die besondere Struktur Totaler Institutionen zurückzuführen ist und diese Struktur auf mich zurückwirkte. »Damals wie heute glaube ich« schrieb Goffman in seiner Einleitung »daß jede Gruppe von Menschen [...] ein eigenes Leben entwickelt, welches sinnvoll, vernünftig und normal erscheint, sobald man es aus der Nähe betrachtet« (Goffman 1972, 7). So ging es auch mir. Je länger ich die Abläufe betrachtete, desto sinnvoller, vernünftiger und vor allem normal erschienen sie auch mir.

Diese Strukturen übten auf das Handeln der Strafvollzugsbeamt*innen und auf mein Handeln einen starken Zwang aus, doch zugleich ermöglichten sie unser Handeln. Die dabei entstehenden und hergestellten Wirkkräfte, die ich unsystematisch-praktisch erlebte, hatte Goffman systematisch-theoretisch erfasst. In den vielen Gefängnissen und Lagern auf der ganzen Welt passierte Vergleichbares. Ein Bewusstsein für die organisationsimmanente Lagerung des Problems war entstanden. Ich hatte von Goffmans sozialwissenschaftlicher Sicht profitiert und konnte nun mit seiner Hilfe, obzwar er in erster Linie ein Erkenntnisinteresse und kein Handlungsinteresse wie ich verfolgte, die Praxis besser verstehen. Ich konnte bei der Lektüre seiner Arbeit erkennen, dass Goffman Anstalten und Gefängnisse auf hohem theoretischem Niveau für meine Praxis nützlich erklärte.

Mir gefiel daran, dass Goffman innerhalb des engen Regelwerks des Knastes nach Freiheit für den oder die Einzelnen suchte, also danach, wie Menschen strukturierend mit Struktur umgehen. Er erkundete, wie diese*r Einzelne sich in diesem engen Käfig sein bzw. ihr »Territorium des Selbst« schuf, wie er formulierte. Den Käfig selbst stellte er jedoch nicht in Frage.

Das fehlte mir, doch zugleich zog mich diese kritiklose Hinnahme des Käfigs (der Struktur) an. Wie Goffman diesen Mechanismus des Anziehens und Abstoßens zugleich bei mir erzeugte, will ich mit einer Geschichte über ihn verdeutlichen.

»Auf einer Tagung, deren Hauptredner Goffman war, wurde ihm zu Ehren am Abend ein Empfang gegeben, der im Beobachtungsturm einer von Schinkel gebauten Sternwarte – nun ein sozialwissenschaftliches Institut – stattfand. Der Ehrengast wurde begrüßt, sagte einige höfliche Sätze, trat zurück und schien wenige Minuten später verschwunden. Schließlich fand man ihn: auf dem ursprünglich für das Fernrohr vorgesehenen drehbaren Podest am – bezeichnenden – Rand der Abendgesellschaft, deren Gegenstand, Teil und Beobachter er war« (Soeffner 1995, S. 318).

Diese Geschichte erinnerte mich sofort an ein Foto, auf dem ich als junger Mann selbst zu sehen bin: Es ist ein von einem Baukran aus aufgenommenes Bild auf die Grundsteinlegung eines Krankenhausneubaus, an dem ich mitarbeite. Die Festgesellschaft bildet einen geschlossenen Kreis um den Festredner, der noch die Maurerkelle in der Hand hält. Unmittelbar hinter ihm sind Schwesternschülerinnen in weißer Tracht aufgereiht, rechts und links schließen die sozial höhergestellten Honoratioren in Anzügen an die Schülerinnen an. Gegenüber dem Festredner stehen die Bauarbeiter in Sakkos, Blouson oder weißem Hemd. Hinter diesem Kreis, in etwa zwei Meter Abstand von ihm, stehen vier türkische Arbeiter in ihrer Sonntagskleidung, in einer Linie aufgereiht und an ein provisorisches Baugeländer gestützt. Und links davon, noch einmal in etwa drei Meter Entfernung von den türkischen Kollegen und vielleicht zehn oder elf Schritte von der am nächsten stehenden Person des geschlossenen Kreises entfernt, stehe ich, mit über der Brust gekreuzten Armen, ebenfalls an dieses Baugeländer gestützt. Ich halte meinen Blick so, dass ich von außerhalb problemlos beobachten kann.

Meine Position auf diesem Foto erklärte mir die Anziehung, die Goffman auf mich ausübte. Über ihn wird geschrieben, dass er es vorzog, »aufmerksam und mitschwimmend zwar, am Rand des Stroms zu bleiben. In seiner Disziplin verkörperte er den Typus des ›marginal man‹, und dies nicht nur als Beobachter, sondern auch als Theoretiker« (ebd., S. 319). Das gefiel mir und gefällt mir bis heute: aufmerksam am Rand des Stroms mitschwimmen. Was mir an Goffman nicht gefiel, hätte ich zur Zeit